osaka monaurail

»james brown ist genauso großartig wie chopin«

Von Klaus Härtel

Über 15 Jahre hat es gedauert, bis sich die japanische Combo »Osaka Monaurail« von der eigenen Insel heruntergetraut hat. Warum eigentlich, das europäische Publikum scheint geradezu auf den Funk aus Japan gewartet zu haben? »Vielen Dank für das Kompliment, aber manche Dinge brauchen eben Zeit«, meint der Bandleader Ryo Nakata. Und die Auftritte beweisen, dass man sich mit angeblich typisch japanischen Eigenschaften wie Disziplin und Höflichkeit überschwänglichen Funk trotzdem ordentlich aus der Seele blasen kann.

clarino.print: **Eure Auftritte strahlen pure Freude aus. Ihr und das Publikum waren richtig euphorisch. Was ist euer Geheimnis?**

Ryo Nakata: Ich denke, das wichtigste Element, beim Auftritt gut zu klingen, ist die Dynamik. Wir spielen laut und sanft. Du kannst nicht ständig laut spielen, denn wenn du das tust, wird es ausdruckslos. Ich spiele leise und wir werden wieder lauter. Auf diese Weise kann das Publikum den Klang wunderbar hören. Und die Musiker auch. Wenn die Band die ganze Zeit laut spielen würde, würde der Zuhörer zeitweise taub werden. Und wenn du den Klang hörst, erkennst du die Struktur der Grooves und du fängst an zu swingen. Wir legen eigentlich auch nicht die Reihenfolge der Songs fest. Kurz vor einer Show sage ich der Band, welche Instrumentalstücke wir zum Start spielen. Erst danach sage ich die weiteren Songs Stück für Stück an. Das ermöglicht es uns, mit dem Publikum zu kommunizieren. Außerdem können die Musiker entspannt an die Sache rangehen. Niemand muss sich Sorgen darüber machen, was als nächstes kommt, sondern jeder kann sich auf den Groove konzentrieren.

Ist das die Philosophie hinter Osaka Monaurail?

Wir sind hier, um den Funk zu studieren. Besonders den im Stile von 1968 bis 1972. Und das nicht nur oberflächlich, sondern so tiefgehend wie möglich. Viele Musiker treten auf, um sich selber auszudrücken. Das ist ja auch völlig in Ordnung – für mich aber ist das nichts. Ich bin nicht daran interessiert, mich selbst darzustellen. Mich interessiert auch nicht, wie der Einzelne in der Band sich fühlt. Im Übrigen denke ich nicht, dass das Publikum in irgendeiner Weise daran interessiert ist. Meine Philosophie ist, so anständig wie möglich zu spielen.

Ist das Publikum in Deutschland anders als in Japan?

Völlig anders. Wenn wir in Japan ein Konzert geben, sehe ich nicht so viele Menschen in den 30ern oder 40ern. In Japan gehen Leute, wenn sie über 35 sind, offenbar nicht mehr aus. Es ist eine andere Kultur. »Babysitter« ist keine gebräuchliche Idee in Japan. In Europa gehen die Leute auch noch mit 40 oder 50 aus. Andererseits gibt es aber auch viele Gemeinsamkeiten. Ich glaube, Deutschland und Japan sind zwei der Länder, in denen die Menschen die Geschichte der Musik am meisten wertschätzen. Es gibt zudem in Deutschland einige angesehene Funklabels: Soulciety oder Minor Music etwa. Und natürlich kommen die »Poets Of Rhythm« von dort. Eine der Gruppen, die ich am meisten bewundere.

Foto: Unique Records

Wie kam es zu Osaka Monaurail?

Ich habe Osaka Monaurail 1992 gegründet, als ich Student war. Mein Hauptfach war Wirtschaft – worin ich aber nicht besonders erfolgreich war. Davor hatte ich mit 13 angefangen, Klavier zu spielen. Mit 16 nahm ich dann bei einem Professor Unterricht in Komposition. Das war sehr klassisch ausgerichtet, Bach und so. Es wurden deutsche Begriffe verwendet, um die Noten und Tonarten zu benennen, C-Dur statt C Major beispielweise. Ich war ein lausiger Schüler. Der Lehrer meinte, dass das daran liege, weil mein Klavierspiel so miserabel sei und weil ich keine trainierten Ohren habe. Das hat mich wirklich runtergezogen und nach anderthalb Jahren habe ich kapituliert. Und trotzdem habe ich aus den Erfahrungen dieser Tage viel über die grundlegende Musiktheorie gelernt. Ich habe mir dann immer ge-

sagt, dass ich sowieso kein klassischer Komponist sein wollte. Das muss furchtbar langweilig sein. (lacht)

Ich habe mich dann vier Jahre lang an der Trompete versucht. Ich musste aber schlichtweg deshalb aufhören, weil ich die hohen Töne einfach nicht herausbekommen habe. Ich habe also mit dem Horn vier Jahre gekämpft – für nichts. Aber auch hier erlaubt mir meine Erfahrung, die Noten für die Bläsersection zu schreiben – und die sind wirklich gut.

Die andern Jungs sind wirklich gut ausgebildete Musiker. Ich bin sehr stolz, sie zu haben. Der Posaunist, Katsutoshi, der auch der musikalische Leiter der Band ist, spielt Posaune, seit er zehn ist. Der Tenor-Mann hat mit 13 mit dem Saxofon angefangen. Die beiden Trompeter spielen ihr Horn seit mehr als 15 Jahren. Die meisten haben ihre Instrumente in Bands gespielt, als sie Studenten waren – Duke Ellington, Glenn Miller, Count Basie und so ein Zeug. Wobei das sehr wichtig ist, denn die Musik von Count Basie ist die Grundlage des modernen Riffs.

In einem Interview hast du mal gesagt, »die lange Reise japanischer Kinder, den Funk zu lernen, endet nie«. Wie hast du es gelernt?

Ich lerne immer noch. Es gibt viele Wege. Platten, Videos, Bücher ... Und vor allem die Legenden anhören, wenn sich die Möglichkeit ergibt. Ich kann mich glücklich schätzen, dass ich die Chance hatte. Ich habe viele Legenden befragt: Fred Wesley, Clyde Stubblefield, Jabo Starks, Melvin Van Peebles, Sweet Charles und viele mehr. Ich hatte zudem die einmalige Gelegenheit, mit Marva Whitney zu arbeiten. Wir haben auch schon für Martha Harvin gespielt. Ich denke, Funk zu lernen bedeutet, sich auf eine andere Kultur einzulassen. Es ist, als ob man eine völlig andere ausländische Sprache lernen würde. Man sollte jede Hilfe annehmen, die man bekommen kann.

»Wir haben 15 Jahre sehr hart daran gearbeitet, einen Weg zu finden, Funk zu spielen.« War das wirklich so schwer?

Glaubst du wirklich, eine japanische Katze kann Funk spielen? (lacht) Die Antwort ist Nein. Und trotzdem genieße ich den Prozess.

Also entwickelt ihr euch ständig weiter?

Auf jeden Fall. Wenn du als klassischer Pianist die Werke von Chopin spielst, wirst du niemals sagen »Ich habs! Ich weiß wie man Chopin spielt. Ich weiß alles.« Genau so ist es mit der Musik von James Brown. James Brown ist genauso großartig wie Chopin. ■

diskografie (longplayer)

- »What It Is ... What It Was« (2000 – Import)
- »Rumble'n Struggle« (2001 – Import)
- »Thankful (For What You've Done)« (2004 – Import)
- »Reality For The People« (2006 – Unique Records)
- »Amen, Brother« (2008 – Unique Records)